

Rainer Maria Rilkes Gedichtskreis : "Aus dem Nachlass des Grafen C. W." [Schluss]

Autor(en): **Schnack, Ingeborg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

RAINER MARIA RILKES GEDICHTKREIS:
«AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W.»

(1920/21)

(Schluß)

Von Ingeborg Schnack

Die Initialen «C. W.»

Erst am 15. Dezember schreibt Rilke auch an die Fürstin über die Entstehung des Gedichtkreises. Nicht sehr geheimnisvoll heißt es: «machte ich mich, in halber vorläufiger Produktivität daran, ein Heft Gedichte zu verfassen» — (Taxis, Nr. 325). Seine anschließende Versicherung aber, «wie im Dictat» geschrieben zu haben, beweist, daß es sich dennoch um einen inneren Auftrag handelte, denn gerade ‚Dictat‘ ist eine vom Dichter ständig gebrauchte Wendung, wenn er die Unmittelbarkeit seiner Hervorbringung betonen will. Auch ist es für die weiter ansteigende Produktionswelle kennzeichnend, daß sich in den «C. W.»-Gedichten stilistische Übereinstimmungen mit den Elegien zeigen.¹² Mehr noch wird Rilke zugetragen, am 17. Dezember teilt er Frau Wunderly-Volkart mit: «Ich habe ein italiänisches Gedicht angefangen, es heißt herrlich, aber ich kann kein Italiänisch, schon wollte ich's dem Grafen C. W. zuschreiben, der kann scheinbar auch keins, ich fühle, ließe ich mich diese Nacht hypnotisieren, so dictierte ich das Ganze in einem Schlafathem hinaus: denn es steckt in mir, malgré mon ignorance. Ob sich's übersetzen läßt, weiß ich nicht — ich bin wüthend, daß der Graf nicht italiänisch kann...»¹³ Im übrigen ist Rilke sehr schweigsam über den Grafen. «Ich bin's nicht» schreibt er nur, als er im März der Fürstin das Heft mit der ihr bestimmten Abschrift sendet. «Ich war es nicht», das ist es,

¹² Ernst Zinn: «Begleitwort zur Wiedergabe der Elegienhandschrift aus dem Besitz der Fürstin ...», Zürich, 1948, Seite 19.

¹³ Diese noch unveröffentlichte Briefstelle übermittelte Frau Nanny Wunderly-Volkart, der für ihre wertvollen Aufschlüsse herzlich gedankt sei.

was Rilke — seine schon im Sommer 1920 ausgesprochenen Ablehnungen zusammenfassend — auch dem Herausgeber seiner Frühwerke, diese verleugnend, «am Liebsten» entgegenhielt, und er fährt an dieser Stelle fort: «Aber wer ist's gewesen?»¹⁴ In beiden Fällen wollte der Dichter die Hervorbringungen nicht als die Seinen anerkennen, weil sie dem, was er zu sein und zu leisten sich fähig wußte, als eine Art Negation entgegenstanden, Ausgüsse längst überwundener, ungültiger Formen. Auch die Berger Gedichte sind ja in die Sphäre tiefer Vergangenheit gerückt, ein aufgefundener «Nachlaß» vorgewandt. Dem Wiederauftauchen seiner frühesten dichterischen Versuche, denen Rilke gerade jetzt in den Korrekturblättern des Sammelwerkes «Aus der Frühzeit R. M. Rilkes» nur zu ungerne begegnete, fühlte er sich in ähnlichem Sinne gegenübergestellt: «Ich komme mir leicht verstorben vor...» Der Dichter vermochte sich in diesem Augenblick nur als den seinem Werke ganz Verschiedenen zu bejahen — der von Leidenschaft Ergriffene ist ihm entfremdet. Wen verbirgt Rilke hinter den Initialen, die er, «wie im Dictat ebenfalls» (Taxis, Nr. 325) schon am zweiten Abend nach dem Aufklingen der fremdartigen Verse aufs Titelblatt gesetzt hatte? Am 7. März stellt Rilke in einem Briefe dar, wie er seinen wahren dichterischen Beginn erst in jener Zeit erblickt, «als ich den französischen Vornamen, der im Taufregister und in allen meinen Schuldokumenten vorkommt, durch die österreichische Namensform verdrängte, die nicht seine Uebersetzung ist.» Darf man darauf hinweisen, daß Rilke sich nun im Umgang mit Merline dieses ersten Namens René bediente, daß ihm wohl auch in der langen Reisezeit, die er hinter sich hatte, auf Aemtern und Konsulaten die volle Reihe seiner Vornamen wieder durchs Auge lief? René Carl Wilhelm beginnt sie... «René» gehörte Merline, boten sich dem zweiten Ich das «C» und das «W» zur Kenntlichmachung der halben, der ungenauen Produktion an? Es kann dies nicht mehr als eine Frage sein, doch entbehrt sie nicht der Grundlage, man vergleiche nur das «C» in der Unterschrift des jungen Rilke. (R. v. Mises: Bericht von einer Rilke-Sammlung, Seite 7.)

Von der Entstehung der Gedichte «Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.» erzählte Rilke Frau Wunderly-Volkart, der Fürstin Taxis, Merline und natürlich seinem Verleger bei dessen Besuch im Januar. Immer waren seine Aeußerungen von einiger Ironie getragen, die auch die Genfer Freundin spürte, als er ihr von der «présence de ce vieux monsieur» erzählte, nach dem er sich nicht

¹⁴ Widmungsgedicht für F. A. Hünich, 1922.

umzudrehen gewagt habe. Er sprach ihr niemals davon, daß er ihn gesehen hätte. Am 4. Februar 1921 schrieb Rilke ihr: «Puis... je vous ai copié un des poèmes, le meilleur ‚Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.‘, celui sur l’Egypte, dont je vous ai parlé.»¹⁵ — Einmal später macht Rilke den Ansatz, Nanny von Escher in sein Berger Erlebnis einzuweihen; als diese ihm einen Weihnachten 1921 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienenen Aufsatz über Schloß Berg übersandt hatte, antwortete ihr der Dichter: «Ich freue mich... so manche Figur der dortigen Vergangenheit aufgerufen zu fühlen, und frage mich, welche von allen den Einstigen, die unsichtbar nachwirken in dem sie still überstehenden Haus —, welche mir wohl am fühlbarsten gewesen sein möchte: denn daß ich dort in vielfältigen Einflüssen aufgenommen und gehalten war, daran hab ich nie gezweifelt... Es hat mich seltsam getroffen, daß Sie unter diesen Gestalten einen ‚jugendlichen Toten‘ des 18. Jahrhunderts anführen.» Und erst jetzt schreibt Rilke, im Anschluß an die Schilderung seiner wirklichen Vorwohner, aus Muzot (Januar 1922): «Sie wissen noch gar nicht, daß ein recht merkwürdiges, mit Berg zusammenhängendes Ereignis zu erzählen bliebe... es hat dieses sogar durch Ihren Aufsatz... durch die darin zitierten Gedichte (durch das *erste* dieser Gedichte besonders) eine unerwartete Bestätigung und Bestärkung erfahren und steht für mich in einem neuen Licht. Die Feder hätte es zu weit, alles hierher Gehörige mitzuteilen...» Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß Rilke hier auf die Gestalt der Grafen C. W. und seinen Nachlaß hindeutet und in der Tat liegt eine eigenartig verwandte Stimmung über Zeilen wie: «Ja, ein Jüngling war’s, dem erst die Flamme / Groß zu sein von Stirn und Wange schlug», die in dem erwähnten Gedicht einem frühverstorbenen «Vorwohner» auf Berg gelten, und den «C. W.»-Gedichten.¹⁶

Wie aber immer der Dichter später unserem Gedichtkreis gegenübergestanden haben mag¹⁷ — nicht, als ob er ihm je seine freie Zustimmung hätte geben wollen —, dieser Zyklus bleibt nicht an der Peripherie seines Schaffens. Er ist vielmehr in jenem Augenblick aus der Mitte des Erlebens entstanden, aus dem Wissen, daß

¹⁵ Für die freundliche Mitteilung dieser Aeußerungen Rilkes sei der Empfängerin herzlich gedankt.

¹⁶ Die angeführten Briefe sind veröffentlicht in «Rilke und Schloß Berg» von N. v. Escher, im Privatdruck der NZZ «In Memoriam R. M. R.», 1927.

¹⁷ Das Gedicht «In Karnak war’s» hat Rilke später einer besonders schönen Reinschrift gewürdigt, es auch als einziges, freilich anonym, im Insel-Almanach, 1923, veröffentlicht.

der Einbruch eines erschütternden Gefühls, das Wachrufen seines «Ich», sich dem ihm Aufgetragenen entgegenstellte. Rilke wußte, daß er die Fontäne, das Symbol der Vereinbarkeit von Liebe und Aufgabe, unter dessen Zeichen sein Winter in Berg stehen sollte, nicht im Gleichgewicht des reinen Aufsteigens als schwebende Säule zu erhalten vermochte, sondern die Wasser seiner Tiefen in stürmischem Ausbruch ihre Kraft ungeformt und unbezwungen ergießen würden.

Zu den Handschriften

Der Anfang des Jahres 1921 riß Rilke für einige Zeit aus der Versponnenheit von Schloß Berg; ein Unerbittliches zwang die Freundin, ihn zu rufen. Genf und Zürich erwähnt er am 17. Februar gegen die Fürstin als Reiseziele, es ist bekannt, wie dann der Besuch seines Verlegers auf Berg ihn veranlaßte, dem Freund sein Grafenerlebnis zu schildern und ihm in den ersten Tagen des Februar die «Abschrift» des «Nachlasses» zu übersenden: ein schlichtes Heft glatten gelblichen Papiers, mit der Hand in ein grau-grün gemustertes altmodisches Vorsatzpapier eingebunden, den Vermerk «Aus der Bibliothek des Schlosses zu Berg-am-Irchel» auf der letzten Seite. Zur Weitergabe an Freunde erbat sich Rilke Schreibmaschinenkopien, die ihm am 21. Februar aus Leipzig zgingen, aber ungeeignet ausgefallen waren. Am 6. März ließ er der Fürstin, die seit Jahresanfang auf die Gedichte wartete, jenes «rosenfarbene» Heft zukommen, in das er an Hand der Kopien, die er zuvor mit bessernder Feder übergangen hatte, die erste Reihe der Gedichte einschrieb, der er zwei neu entstandene einordnete. Die Zeilen, die diese Handschrift begleiteten (Taxis, Nr. 330), verraten Bitternis und mehr Schärfe als jene leicht verlegene, doch erregt scherzende Ankündigung, mit der die «Spielerei» in die Hände Frau Wunderly-Volkarts gelegt worden war.

Eines wird dem prüfend Lesenden, der die beiden Texte einmal vergleicht, sofort auffallen: wie festgefügt die erste Reihe der Gedichte des «Grafen C. W.» ist. So verknüpft, daß die beiden für die Fürstin eingeschobenen Gedichte (nach dem vierten und achten), die in der Insel-Ausgabe in ihrem eigentlichen Zusammenhang innerhalb der zweiten Reihe geboten werden, in der scheinbar losen und zufälligen Ordnung sich als ein Fremdes erweisen. Auch hierin liegt ein Zeugnis dafür, wie dicht dieser Zyklus unter einer einmaligen Konstellation verwoben wurde.

Vorfrühling: Die zweite Reihe der Gedichte

Die beiden eingefügten Gedichte führen hinüber in die völlig abgewandelte Situation, von der Rilke Mitte Februar 1921 berichtete und von der er auch anderen Kenntnis gab. In beiden läßt der Dichter der Fürstin, die um viele seiner Versuchungen wußte, das Wichtigste zukommen. In den Versen: «Ich ging; ich war's, der das Verhängnis säte . . .» räumt er mit aller Aufrichtigkeit ein, daß das «grob zugreifende Schicksal» — als sei «eine heimliche Feindschaft aufgeregt gegen diese mir so unerläßliche große Arbeit» (die Elegien) — nur in ihm selber erwachsen sei. Ein unendlich kühnes Bild führt das Gedicht weiter:

*«Im Halse des Erstickten ist die Gräte
so einig mit sich selber wie im Fisch»*

in das dies unheimliche Wissen und Gestehen eingeht und das zugleich sein endgültiges Verstummen, das Ersticken seiner Stimme künden soll. Sein «Unbestand» war es, der die dichterische Aufgabe ungelöst zurückließ.

Rührender noch, ergreifender fast als dieses schwermütige Geständnis, ist die der Fürstin rein hingehaltene Gestalt der Freundin: «Schöne Aglaja, Freundin meiner Gefühle . . .», ist die Durchsichtigkeit der in den klaren Vogelruf sich wandelnden Beglückung, ist der mutige und gläubige Zuspruch, das Wissen um die Erquickung der abendlichen Kühle, das große Bejahen, die Rühmung:

*«Kurve der Liebe, laß sie uns zeichnen. Ihr Steigen
soll uns unendlich rühmlich sein.
Aber auch später, wenn sie sich neigt —: wie eigen.
Wie deine feine Braue so rein.»*

Welche redlich geleistete Arbeit des Herzens liegt zwischen den vorfühlend klagenden Versen des Novemberabends, mit denen die erste Reihe begann, und dieser Offenheit.

Die Türen von Schloß Berg halten nicht mehr fest geschlossen, und auch die Jahreszeit ist nicht mehr in sich sicher. Ein unvermutet zeitiger Frühling bricht alle Riegel auf. Alles drängt in den offenen Raum, aber der Dichter bittet: «Laß mich nun, Liebste, laß mich die nächsten Monate, solange mir diese Zuflucht vergönnt ist, mein Leben ordnen und klären . . . Selbst die Elegien (oder was mir eines Tages gewährt würde) waren ja nur eine Folge einer inneren Verfassung, eines inneren Fortschritts, eines Reiner-, Umfassender-geworden-Seins meiner ganzen unterbrochenen und verschütteten Natur. Darum erschrak ich so, als Du neulich von den Elegien

sprachst wie von einer ‚Arbeit‘ . . . — ich kann sie nicht hervor-
rufen . . . um ‚Bereitschaft‘ ring ich jetzt, da darf mich keiner an-
rühren oder erschüttern, denn sie ist wie die Entstehung eines
Kristalls abhängig von den entferntesten Einflüssen, die uns nur
erreichen, wenn wir in der Konstellation stehen und unverschoben
von Zufall, Willkür, Begier oder Widerstand!» (Merline, Seiten
95/96.)

Auch dieser Anlauf war vergeblich, doch entstanden in den
Wochen, die so vergingen, auf einen schlichten Arbeitsblock von
kariertem Papier niedergeschrieben, die Verse der zweiten Reihe
«Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.», deren Reihenfolge der
Dichter nicht festgelegt hat. Das letzte: «Oft in dem Glasdach der
verdeckten Beete . . .» trägt als einziges keinen ausdrücklichen Ver-
merk, daß es «Aus den Gedichten: Nachlaß des Grafen C. W.»
stamme. Es verläßt diese Vorwändigkeit ganz und führt weit über
sie hinaus rühmend ins Freie. Nie wieder erhob sich nach dem
Verlassen des Schlosses die Stimme des Grafen in Rilke, deren
ausschließlicher Zusammenhang mit Berg dem Dichter «manifest»
war. Bald nach ihrer Entstehung las Rilke Frau Wunderly-Volkart
einen Teil dieser Gedichte bei ihrem Besuch auf Schloß Berg vor.
Ehe er diesen Abschluß des «C. W.»-Erlebnisses in die Heftchen
der verehrten Hüterin des «dépot», wie Rilke die ihr anvertraute
Schatzkammer später nannte, eingetragen hatte, sandte er die ganze
Reihe an den Insel-Verlag.¹⁸ Man hat in diesen liedhaften Strophen
einen Ausklang der Zeit auf Schloß Berg zu sehen, das Versagen
und das Können, den Verlust und den Gewinn.

Lösung

Wie ist es möglich, daß der Dichter unzerstört aus dem Griffe
dieser Leidenschaft hervorging, aus den vergeblichen Aufschwün-
gen und den zerstörenden Unterbrechungen der Konzentration —
wie ist es möglich, daß ihm eine Hoffnung auf die Vollendung der
Elegien erhalten blieb? Es sind nicht die Töne der Resignation und
des Verzichtes, die aus diesen Liedern vóll Vorfrühling in die
Zukunft weisen, nicht die entmutigende Erkenntnis, daß die Zeit
nicht mehr einzuholen ist, die der Sammlung verlorenging. Und
nicht da erwächst Hilfe, wo der Dichter das Erwachen der Natur
nur als Mahnung empfindet, im «Schon» des Kuckucksrufs das
«Vorbei» hört. Die begonnene Heilung kündigt sich in den Versen

¹⁸ Diese Handschriften liegen dem Druck der zweiten Reihe in der
Insel-Ausgabe «Aus dem Nachlaß des Grafen C. W.» zugrunde.

an, in denen der gereifte Mann sich unbeirrbar weiß, weil seine Aufgabe sich ihm tief einprägte. Er ist überlegen, weil er das Erlebte in den Bereich heben wird, der jenseits des Zufalls steht. Das Lächeln des Liebenden ist reif geworden wie eine Landschaft: es «überwiegt» die Jugend, die sich überlegen fühlt (2, V). Auch das sechste Gedicht der zweiten Reihe vermittelt ein Neues: ungeboren ist der Mut zur Anfängerschaft, die Gewißheit «cette innocence première» (Merline, Seite 38) zurückzugewinnen, aus der für Rilke allein das echte Werk entstehen kann. «Das neue Grün der Buche / ist nicht so neu, wie was uns widerfährt.» Weil der Dichter zu immer neuem Anfang und Aufbruch bereit ist, ist er auch frei geworden, ist hinter das Glück gelangt. So ist das Leben nicht verbraucht, «der Versuche Unendlichkeit» erhielt es rein. Diese Gedichte offenbaren, wie Rilke in mühseligen Fortschritten die Last seiner Selbstvorwürfe von dem gefährdeten Bild der Geliebten fortgehalten hat und nicht sein Ergriffensein und sein Versagen zusammen mit ihrer Gestalt im Abgrund der Verzweiflung untergehen ließ. Zwei der lindesten Zeilen legen sich schirmend vor diesen Absturz:

*«und was mich sanft vertröstet, wäre Gnade,
und Sprache wär, was nun in mir verstummt» (2, V).*

Die Anverwandlung gelingt so sehr, daß auch die Erinnerung an diese als echte Zukunft angetretene Zeit, obschon sie keine Gewährung umschloß, klar und ungetrübt bleibt. Auch das «schön Versagte» lebt in der Rühmung (2, X). Selbst auf jene früheste Zeit wagt der Dichter zurückzublicken, da sich ihm die Erkenntnis auflegte, das *ihm* Aufgetragene lasse sich nur in der Einsamkeit vollenden. Immer wieder mußte sie ihm fruchtbar werden, wenn er sie mit der Geliebten teilte und diese dann entließ. Die Einsamkeit wird jede Geliebte übertreffen — in die Schleier gehüllt, die der aus dem Hauche geborene Gesang des Dichters ihr schenkt. Alle Erfüllungen müssen hinter ihr zurückbleiben, der schon vorgebildete Anruf wird ins Verschweigen gerettet, aus dessen Stille die große Zustimmung sich einst rein erheben wird (2, IV).

Eine andere, in Zeiten innerer Trübung erprobte Helferin des Dichters, die Kraft der Uebertragung, versagt sich nicht. Am 17. März fällt sein Blick auf die schmerzlichen Strophen in Baudelaires «La Plainte d'Icare»: «Unmöglich, daß ich erringe / des Raumes Mitte und End / irgendein Blick der brennt / bricht mir, ich fühl es, die Schwinge», die er wie ein Echo vernimmt. Wenige Tage darauf empfing die Freundin Nachdichtungen aus den «Stances» von Moréas: «d'une démarche toute pareille de fierté

et de décision hautaine» (Merline, Seite 122). Am 24. März kann Rilke ihr die soeben vollendete, 24 herrliche Strophen umfassende Uebersetzung der großen Dichtung Paul Valérys «Le Cimetièrre Marin» senden.¹⁹ Es ist überliefert, welches Maß von Tröstung und Gewißheit für den Dichter aus dieser «gekonnten» Begegnung floß: «j'ai su que mon attente était finie.»²⁰

Abschied von Schloß Berg

Im Mai verließ Rilke das Schloßchen Berg für immer, es ging in andere Hände über. Wie schließlich der hülfreiche Beistand der Freundin das im Sommer 1921 gemeinsam entdeckte Muzot bewohnbar machte, wissen wir: «Notre bon et loyal Muzot qui désormais sera mien de tout ce cœur que vous lui avez éveillé» (Merline, Seite 173). Daß vorher Schweres vom Dichter hatte geleistet werden müssen, vertraute er der Fürstin Taxis an, mit der die Junitage mündlichen Austausch gewährt hatten (Taxis, Nr. 344). Wie er endlich die Gewichte auf beiden Wagschalen gerecht zu verteilen vermochte, erhellt sein Brief an Gräfin Mirbach-Geldern: «Und obgleich es, von einem höchsten Ausblick aus, auch schon wieder gleichgültig sein möchte, ob einer sein Letztes und Wesentliches so oder so ausgabe: in einem unscheinbar weiterwirkenden Worte an einen Freund oder, nachweisbarer und weithin sichtbar, in ein durch seine Verwandlung Ueberlebendes dauernd eingeformt: so drängt doch mich meine ganze Anlage und der Verlauf meines Lebens mehr nach dieser letzten Form der Aussprache und Weitergabe hin . . . und verpflichtet mich irgendwie zu ihr» (2. 12. 1921). Als Rilke diese Zeilen schrieb, hatten die Umstände die Freundin bereits zur Uebersiedelung nach dem in die schweren Nachkriegsnöte verstrickten Deutschland gezwungen. So trug auch zu ihr am 9. Februar 1922 nur ein Briefblatt die Botschaft hinüber: «Merline, je suis sauvé!» Die «Duineser Elegien» wurden vollendet.

Unvollkommen im Winter auf Schloß Berg Vorgefühltes und Vorgeformtes war aus Versuchen zur Gestaltung aufgestiegen. «Ist Reisen — Suchen?» Diese Frage hatte die Figur des Grafen C. W. in das blendende Mondlicht der ägyptischen Nacht hinausgestellt. War es möglich, daß dieser Mann der großen Welt, der Erfahrene, der Ergraute, der *Führer* des Dichters werden konnte auf dem Wege zu den Elegien? Man darf sagen, daß schon die Möglichkeit seiner

¹⁹ Vgl. «Lettres à Merline», Seiten 125/126.

²⁰ Monique Saint-Hélier: «A Rilke pour Noël», Berne 1927, Seite 21.

Existenz in Rilke die Gestaltwerdung der großen Gesänge ausschloß und daß der Dichter dies wußte. Kurz vor dem Aufbruch aus Berg hat Rilke das, was ihm geschehen war, und was es für ihn bedeutete, sich Rechenschaft gebend aufgeschrieben: «Es ist uns und auch Dir, Geliebte, nichts Kleines... widerfahren, sondern zu Großes: wenn es also eines Trostes bedarf, so sei es dieser — alles übrige, was es für mich sein mag, muß Du mir überlassen... eines Tages werden Dir ja die Noten²¹, die ich in der vorletzten Woche auf Berg aufgeschrieben habe, einiges mitteilen; das Letzte steht auch dort nicht, Gott verhüte, daß es je in Worte käme, ich würde sie nicht ertragen» (am 26. 5. 1921 an Merline, Seite 153). Es mußte eine ganz andere Gestalt im Dichter heranreifen, ein Verwandler und ein Rühmender. Doch bedurfte es eines als Begnadung erlebten Aufflammens — des «Elements» —, um die Vereisung des Herzens aus langen Jahren endlich zu schmelzen. Erst mußten die schwermütigen Verse des Grafen C. W. als notwendige Vorstufe entstehen, die Verlorensein und Gnade, Gericht und Freispruch zusammenschließen: «*Uns* half es nicht mehr, wie? / Daß wir's ertrugen, war schon viel... Und doch die Gnade!», ehe die mit dem Blicke des Verzichtes und des Schreckens angeschaute Säule von Karnak: «sie überstand und trug / Aegyptens Nacht» in den Bereich des Engels gestellt werden konnte. «Engel, / dir noch zeig ich es, da! / in deinem Anschauen / steh es gerettet zuletzt, nun endlich aufrecht. / Säulen, Pylone, der Sphinx...» So wurde es in der Siebenten Elegie, mit der am 7. Februar 1922 die Vollendung des Werkes einsetzte, gültig geformt.

In der Einsamkeit von Muzot, geleitet von der zarten Gestalt der frühe verstorbenen Tänzerin, trat der neue Gefährte hervor aus dem «Uebergewichte von Stille».²² — «Ueber die Quelle geneigt, / ach, wie schweigt Narziß; / und in den Wäldern schweigt / schweifende Artemis.»²³ Sein Zeichen war die in Laub ausschlagende Leier, Orpheus war es, der dem Engel der Elegien vorausschritt und ihm dann nachfolgte — eine junge Tote öffnete ihm die Pforten.

²¹ Niederschrift im Besitz von Frau Nanny Wunderly-Volkart und im Rilke-Archiv.

²² «Aus R. M. Rilkes Nachlaß», 3. Folge, Seite 68, «Aus M.s Besitz»; am Vorabend der Orpheus-Sonette geschrieben.

²³ Aus einem Gedichtkreis mit der Vignette «In Laub ausschlagende Leyer». Diese Klage der Nymphe Galatea sandte Rilke am 31. 1. 1922 Katharina Kippenberg.